



Niederdeutsches Heimatblatt



Nr. 125

Mitteilungsblatt der Männer vom Morgenstern

Heimathund an Elb- und Wesermündung, z. V.

Mai 1960

Glückwunsch an die „Waterkant“

Anlässlich des 40jährigen Bestehens der „Niederdeutschen Bühne Waterkant“ in Bremerhaven hielt Schriftsteller Heinrich Schmidt-Barrien, Bremen, einen bemerkenswerten Vortrag, den wir nachstehend wiedergeben.

Meine berufliche Tätigkeit bringt es mit sich, daß ich mir hin und wieder Filme ansehen muß, darunter auch solche, die aus anderen Ländern herübergeholt und also synchronisiert worden sind. Bei solchen Filmen nun entdecke ich öfters, daß die Menschen des Volkes in einer Sprache „einherstolzieren“, die ihnen nicht angewachsen scheint. Die Mädchen, griechische Fischerdeerns meinerwegen oder Farmerstöchter des früheren wilden Westens in Amerika sprechen alle, als hätten sie mindestens das Lyzeum besucht, die Männer, Fischer an der Adria und Cowboys in USA haben, wenn nicht die Schauspielschule, so doch das Studium der Bühnensprache bei dem berühmten Herrn Siebs hinter sich, der übrigens aus unserer Gegend stammt und in Breslau Universitätsprofessor war.

Herr Siebs hätte gut getan, neben der Bühnensprache den künstlerischen oder den Wahrheitswert der mundartlichen Sprache zu betonen. Erst Käutner hat es gewagt, in seinem Film „Himmel ohne Sterne“ eine noch dazu tragische Gestalt sächsischen Dialekt sprechen zu lassen, und siehe da, die Gestalt gewann an Farbe, an Weite, man sah mitens, woher die Frau gekommen, wo sie aufgewachsen, welche Luft sie zuerst geatmet, welche Scholle sie an ihren Füßen getragen.

Ich spreche dies an diesem Jubiläumstage aus, um vorweg auf die Farbigkeit, auf die pralle Fülle, auf das wahrhaft durchblutete Kolorit und nicht zuletzt auf die bildende Kraft unseres Platts hingewiesen zu haben. Allein schon wegen dieser Sprache und aus der Existenz dieser Sprache heraus müßte es niederdeutsche Bühnendichtung, müßte es niederdeutsche Bühnen geben. Daß es sie gibt, haben inzwischen selbst die Behörden festgestellt. Sie wissen, daß für einen Teil ihrer Bürger und Staatsbürger das schreckliche Wort „Feierabendgestaltung“ seine Problematik verloren hat. Die Mitglieder der niederdeutschen Bühnen sind so angespannt, daß sie die wirklich freien Abende getrost dem eigentlichen Sinn des Wortes „Feierabend“ entsprechend verbringen können, nämlich mit Ausruhen.

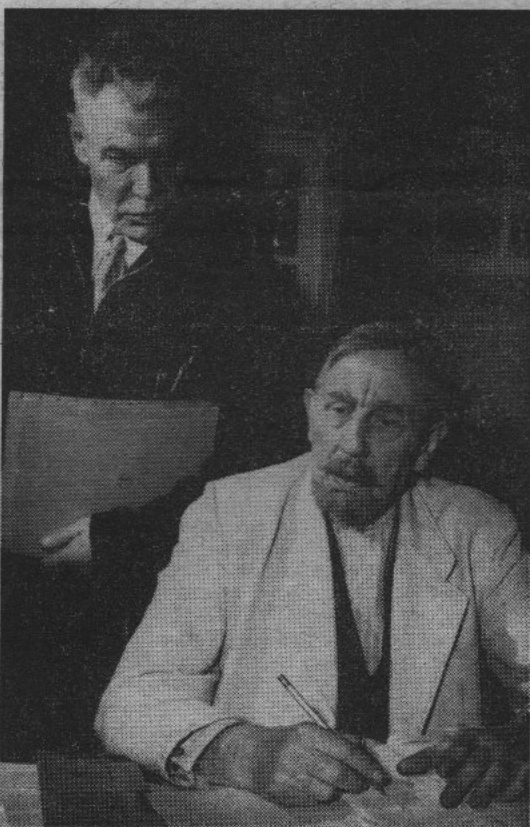
Sie alle, die Spieler, vertreten im übrigen im Rampenlicht das, was wir niederdeutsches Wesen nennen. Hier nun ist eine gewisse Kritik, eine gewisse Wachsamkeit am Platze, denn nicht alles, was im plattdeutschen Sprachgewande erscheint, ist echt, wobei ich nicht nur an die Fülle der Übersetzungen und Übertragungen denke, sondern auch an Werke, die nur im Gedanken an die Niederdeutsche Bühne entstanden sind. Schon um niemandem weh zu tun, möchte ich keinen Namen nennen, aber Charleys Tante z. B. oder die Spanische Fliege muß oder müssen um der Lacher willen nicht unbedingt verplatzt werden, es sei denn, ein Meister nähme sich ihrer an.

Ich muß aber andererseits auch sagen, daß Vorwürfe, Probleme, Themen, die von weit her geholt scheinen, bei uns möglich, ja durchaus am Platze sind, wenn der richtige Mann, wie gesagt, das Richtige daran tut.

Das geht zum Beispiel schon aus Kayblers Lustspiel „Jann de Wunnerbare“ hervor. Erschrecken Sie nicht, aber es ist so, daß Kaybler den wesentlichen Teil des Lustspiels aus dem Italienischen genommen hat — von Boccaccio. In den Novellen „Grausamer Streich gegen Calandrio“ und „Ein weiterer Streich gegen Calandrio“, geschrieben im 14. Jahrhundert, kommen neben dem einfältigen,

unglücklich verheirateten Calandrio zwei hübsche Burschen namens Buffalmano und Bruno vor. Als Willem Döts und Jakob Kant erscheinen sie bei uns auf der Bühne. Kaybler hat ans Niederländisch-Ländliche gedacht, als er dieses derbe Lustspiel, wie er es nannte, schrieb, und siehe da, seine Gestalten sind so niederländisch, wie sich ihm Hinblick auf die Translokation ins Niederdeutsche nur wünschen läßt.

Ein Meister ist eben hier am Werke gewesen. Die plattdeutsche Sprache, die dann dazu kam, tat natürlich das Ihre, um dem wunderschönen Jan den letzten Rest des Fremdartigen zu nehmen. Um



„Grote Kinner“, ein Stück aus der letzten Spielzeit der Niederdeutschen Bühne Waterkant. Von links nach rechts: Fritz Straßburg als Bürodieners Splint und Willy Reitmunn als Zimmermeister Eekholt.

Sie vom Schrecken vollends zu befreien, sei noch erwähnt, daß ja auch in Wilhelm Wissers plattdeutschen Döntjes Themen zu finden sind, die Boccaccio bereits aufgegriffen hatte. z. B. die köstliche Weiberlist.

Wie die Witze und Lieder und Märchen, so sind eben auch gewisse Anekdoten mit der darin geschilderten Situationskomik landläufig. — Sprach- und Ländergrenzen sind für sie nicht da. Allein auf den Meister, wie gesagt, aber kommt es an, damit es bei uns echt werde. Deshalb meine leise Mahnung, kritisch und wachsam zu sein. Denn wie gesagt, nicht alles, was im plattdeutschen Sprachgewande erscheint, ist echt. Eine andere Frage ist es, ob es auch genug Stoffe bei uns gibt? Und haben wir Spieltalente?

Nun, Sie alle kennen die Anekdote von Schäfer, der, nach dem Wege gefragt, bloß die Pfeife aus dem Munde nimmt und in die gefragte Richtung zeigt. Wer nun mit solchen Menschen ein abend-

füllendes Stück bevölkern wollte, der wäre denn doch wohl rettungslos verloren. Eine Szene wäre allenfalls damit zu beglücken.

Gott sei's gedankt, gibt es bei uns aber ja auch andere Temperamente. So entsinne ich mich einer Bauersfrau, die über ein solches Sprachwasser verfügte, daß sie nur mit weit aufgerissenem Mund Zeit fand, Luft zu holen zu weiteren Kaskaden und daß ihr buchstäblich der Schaum in den Mundwinkeln stand. Ich weiß auch von einem Kriegskameraden, der durchweg verschlossen war, dem aber bei gegebenem Anlaß plötzlich wohl die Nähte rissen, dem der Hut hochging, dem die Haut platzte und der dann in gewaltigen Bewegungen um sich schlug, sich einen Raum der Freiheit erdrosch. Die Scheu, sich zu äußern, war hier plötzlich aufgehoben, es hatte sich soviel aufgestaut, daß es zur Entladung kommen mußte — ein dramatischer Vorgang, ein Zug, der sowohl dem Autor als auch dem Spieler und Regisseur etliches zu sagen hat.

Festzuhalten bleibt auf alle Fälle, daß den sonst als schwerblütig verschrienen Norddeutschen die Lust zum Theaterspielen so sehr im Blute steckt, daß Autoren und Verlage davon zu leben instande sind. Festzuhalten bleibt, daß die sturen Niederdeutschen, die zwar nach der Überlieferung seit undenklichen Zeiten schon getanzt und gesungen haben, auch immer mimische Züge aufzuweisen hatten. Es kann ja heute nichts zum Vorschein kommen, was in der Anlage gestern nicht da war. Es ist der Spieltrieb, es ist die Lust, jemand anders zu sein, sich zu verwandeln, in einem anderen Ich sich selber wiederzufinden und doch nicht mehr im eigenen Ich zu stecken, es ist das uralte Geheimnis des Mimus, das uns Norddeutschen ebenso wenig fehlt wie dem Italiener oder Franzosen.

Auch bei uns freut sich das Kind schon seiner Kunst der Verwandlung in ein anderes Wesen, z. B. in ein Pferd, in ein Feuerwehrauto, in einen Hirsch, freut sich der Wendigkeit seiner Glieder, dann aber auch der Ausweitung seines Ichs, das auf einmal ganz neue Seiten und Fähigkeiten offenbart. Wer ein solches Kind — oder sich selbst — genauer beobachtet hat, der wird auch wissen, daß die Darstellungskraft sich steigert in dem Augenblick, wo man Publikum hat, womit denn eine erste Ahnung sich auftut von jener geheimnisvollen Kraft, die, vom Publikum her über die Rampe springend, den Schauspieler zu größeren Leistungen anspornt.

Daß wir Kräfte haben, starke darstellerische Kräfte an der Wasserkante und im großen, größeren Niederdeutschland, das ja einstmal von Memel bis hin nach Flandern unter der einen, vereinenden Sprachglocke blühte, könnte ich mit den zwei Namen Paul Wegener und Hans Albers schon erhärten. — Sie hier, meine Damen und Herren, werden aus Ihrer örtlichen und weiteren Erfahrung eine Menge Namen von sich aus hinzufügen können. Ja, es ist Spiel, was wir auf der Bühne sehen, womit wir uns nach der einen Seite hin auch wieder dem Begriff des Spielerischen genähert haben. Darüber ein kurzes Wort!

Wir dürfen feststellen, daß der Baum, der niederdeutsche Bühnenbaum, steht. Indessen steht er doch in unserer Zeit; die Sonne, die ihn bescheint, die Luft, die ihn umgibt, der Wind, dem er ausgesetzt ist — das alles ist unsere Zeit. Und so läßt sich denn nicht verleugnen, daß wir in unserem Bemühen, wurzelecht zu bleiben, niederdeutsch echt zu sein, manchmal hinter unserer Zeit herhinken, daß wir z. B. in unseren Themen und in unserem Darstellungsstil veraltet sind, oder besser ausgedrückt, daß wir vielerorts auf der Stufe stehen geblieben sind, die nach dem ersten Weltkrieg die der Zeit gemäße war. Komme aber doch nun keiner

und sage mir, der Naturalismus sei in allen Spielarten vom Drama bis zum Lustspiel für die niederdeutschen Bühnen das einzig Mögliche und Gegebene. Vergessen wir doch niemals: Nicht das Leben selbst ist auf der Bühne, sondern das durch den Filter der Kunst gegangene Leben — von dem wahren so weit entfernt wie die gemalte Blume von der echten. Die Kunst ist niemals reine Abschilderung des Lebens, sondern ein neu geschaffenes, aus Schöpferatem neu erstandenes Leben, das sich vorüberziehend in einem Scheinleben auf höherer Ebene offenbart.

Ich entsinne mich einer traurigen Diskussion auf einem Bühnentag, wo jemand beanstandete, daß in einem Bauernstück nur eine Andeutung von Essen auf dem Teller gewesen sei, daß fast weiße Teller abgeräumt worden waren. Vergessen wir doch nicht, liebe Freunde, daß auch der Naturalismus nichts anderes als eine Scheinwelt auf die Bühne zaubert, eigentlich nur mit dem Unterschied gegenüber — sagen wir Shakespeare, Calderon, Goldoni, Kleist — daß er sein Publikum für dumm, für phantasielos hält. Mit Recht fordert Paul Schrek, wohl der modernste unserer Autoren, daß das Bühnenbild so leicht und unbeschwert wie möglich einhergehen sollte. Vom hochdeutschen Theater, etwa von Dürrenmatt, können wir gar nicht genug lernen.

Vergessen wir doch niemals, daß das Spielerische ein wesentliches Element des Theaters ist. Und hat denn unsere Welt nicht den Ulenspiegel, den Reinke Voss, hat sie nicht den Wilhelm Busch und Moritz Jahn mit seinem Unkenpantz hervorgebracht? Wer will uns sagen, Niederdeutsch, Plattdeutsch dürfe nicht leichtbeschwingt, dürfe, auch in der Inszenierung, nicht in den gegebenen Grenzen des Spielerischen überkommen?

Ich hatte vor einiger Zeit das große Glück, das Mailänder Piccolo-Theater mit Goldonis „Diener zweier Herren“ unter der Regie Giorgio Strehlers zu sehen. Von dem Italienischen habe ich fast kein Wort verstanden, und doch: was hier, scheinbar improvisiert, an tänzerischer Perfektion, an spielerischer Leichtigkeit auf die Bretter gezaubert wurde, das war, im wahrsten Sinne des Wortes, hinreißend. Das Ganze wirkte in jeder Sekunde, in jeder Minute wie zufällig, es war so, als ob in seliger Schöpferlaune alles nur aus dem Augenblick geboren werde und war doch bis ins Letzte ausgefeilte Arbeit. Man verließ das Theater mit dem Gefühl, einen Sekt wie noch nie getrunken zu haben, und mit dem stolzen Bewußtsein, in dieser Comödia del arte einem der besten Theater der Welt begegnet zu sein. Ich mußte denken, ob wohl das eine oder andere von dieser Inszenierung bei uns von Fall zu Fall übernommen werden könnte. Z. B. die federleichte Verwandlung der Bühne. Da kommt einer hereingetänzelt, zieht

einen Vorhang, und die Küche verwandelt sich in eine Straße. Ich mußte an die Arbeit denken, die hinter dieser Inszenierung steckt. Keine Fingerbewegung, die nicht ihr schweres Gewicht hätte. Alles war nur zu vergleichen mit artistischen Leistungen, die bekanntlich an Konzentration und Zähigkeit das Letzte vom Menschen verlangen.

Denken Sie nicht, ich wollte das echt friesische Stück „Bröers“ von Wilhelmine Siefkes nun so auf die Bühne gebracht sehen. Es ging mir nur darum, deutlich zu machen, daß auch unsere niederdeutschen Bühnen sich zu der Scheinwelt, die sie darstellen, bekennen sollten. Je mehr sie es tun, desto mehr Möglichkeiten stehen ihnen offen. Damit ist gegen die Begründer des plattdeutschen Bühnenspiels, gegen Stavenhagen, Boßdorf, Gorch Fock und Karl Wagenfeld nichts gesagt, im Gegenteil meine ich, daß nur so Wagenfelds „Luzifer“, Stavenhagens „Dütschem Michel“ und Boßdorfs



He is schuld

„Wat he is — he alleen is schuld!
Un ik? Ik heff niks daan.
Ik heff mi ja bloots wehren mußt!
He keem un wull mi slaan“.

Un de sik mit em kloppen dait
de anner — wat seggt de?
„Ik bün nich schuld! Nee, he füng an,
un schuld is nümms as he!“

Sünd dat wol Schooljungs, de sik stried
un so wat luudhals seggt?
Wol Snottenlickers, de nich weet,
wat Unrecht is, wat Recht?

Neel! „He füng an! Ik heff mi bloots
verdeffendeert un wehrt“.
Dat roopt se all, de mit Gewalt
opstunns de Welt regeert.



„Fährkroog“ beizukommen ist. Mit dem „Spill um een Schap usw.“ ist jede Bühne auf gutem Wege.

Ich wünsche der niederdeutschen Bühne Waterkant, mit deren Begründer Ernst Hillmann viele Jahre herzlich befreundet gewesen zu sein mir eine Ehre ist, einen Weg in die Zukunft, der die mannigfaltigsten Stationen mit zauberhaftem Rampenlicht und immer neuen und überraschenden Ausblicken in die innere und äußere Welt Niederdeutschlands aufzuweisen hat.

Frühlingsfahrt zu Sindorffs Grabstätte

Die Moorkolonien nördlich von Bremervörde sind nur wenig bekannt. Öffentliche Fahrverbindungen dorthin bestehen nicht, und die Straßen sind zwar gut, aber schonungsbedürftig; mit Rücksicht auf sie und die Brücken bedürfen Busfahrten dorthin besonderer Genehmigung. Den Moordörfern und Bremervörde galt die erste Sommerfahrt der „Männer vom Morgenstern“ am Muttertage, 8. Mai. Es ist der Teil von Ch. J. Findorffs gewaltigem Kolonisationswerk, das ihm besonders ans Herz gewachsen war. Als er in seinen letzten Tagen nicht mehr sprechen konnte, schrieb er auf, daß er dort, „im Rauhen“, ganz still und unauffällig beigesetzt werden wolle. So fand er denn auf dem kleinen Dorffriedhof von Iselersheim seine schlichte, noch heute umhegte und gepflegte Grabstätte. Ein hoher Findling, eine Art von Obelisk, schmückt sie, wie er es sich gewünscht hat.

Über sein großartiges Lebenswerk berichteten der Vorsitzende der „Männer vom Morgenstern“ Dr. Siebs und der Bremervörder Vorgeschichtsforscher und Geologe Bachmann, der uns in diesem, ihm in allen Einzelheiten vertrauten Gebiet führte. In Bremervörde durften wir dann auch sein in langen Jahren geschaffenes vorgeschichtliches und volkskundliches Museum besichtigen; dessen Reichtum ist staunenswert. — Nach Iselersheim lockte uns auch die vor zwei Jahren gebaute kleine Dorfkirche, ein schlichtes Gotteshaus, aber ehrfurchtgebietend im Zusammenklang von Zweckbestimmung und Schönheit der Formen, Farben und Verhältnisse und wegen seiner Einpassung ins dörfliche Landschaftsbild. In seinem Innern paaren sich die Sachlichkeit unserer Baugesinnung mit Würde und Schönheit. Der Gottesdienst war zu Ende, die Kinder nahmen für den Kindergottesdienst ihre Plätze ein, der Pfarrer stand noch kurze Zeit in seinem Talar vor dem Kreuz des Altarraumes; man erlebte das Gotteshaus im Dienste seiner Bestimmung. Das gab ihm besonderen Reiz.

In Nieder-Ochtenhausen standen wir an der Torfahrt des alten adligen Gutes. Zwei Wappen schmückten die beiden steinernen Torpfosten und gaben Anlaß zu einem kleinen Kapitel „Wappen-

kunde“. Ein Blick auf das Gutshaus und den großen Hofbezirk im Schmuck schöner alter Bäume war uns nicht verwehrt. Dann gingen wir zu der Stelle, wo früher der Weg und die Fähre über die Oste führten. Was für ein schönes Bild niederdeutscher Landschaft breitete sich vor dem Beschauer aus! Die Flußschleife war rings von Weiden und Weiden umgeben. Einzelne Bäume, Baumgruppen, in der Ferne Waldstücke belebten die Landschaft, ein paar Gänse ruderten gegen die Strömung. Über allem lagen Sonne, Glanz, Wärme, einladend zu Verweilen und wohliger Rast.

Doch es mußte weitergehen zur vorzüglichen Mittagstafel im Schützenhof von Bremervörde. Hier gaben die ernstesten wie launigen Worte des Vorsitzenden sowie heitere und besinnliche, plattdeutsche und hochdeutsche Verse eines Fahrtteilnehmers dem Gefühl froher Bundesgemeinschaft erfreuenden Ausdruck.

Nach dem Essen standen wir vor ehrwürdigen Grabsteinen und auf der geschichtlich bedeutungsvollen Stelle der alten Burg Vörde. Wieder einmal waren wir Kaiser Lothar von Sachsen nahe, wie letztes Jahr an seiner Grabstätte im Dom von Königsutter. Hat er doch diese Burg zu einem starken Stützpunkt ausgebaut, der dann freilich, nach dem Sturz seines Schwiegersohnes, Heinrichs des Löwen, an den Erzbischof von Bremen fiel. Oft weilten seitdem die Erzbischöfe hier, manchmal jahrelang. Als das Erzbistum nach dem Westfälischen Frieden im Jahre 1648 schwedisch geworden war, wurde Stade Verwaltungssitz, die Burg zu Vörde wurde sogar geschleift. Heute sind nur noch unwesentliche, aber nicht uninteressante Teile der Nebengebäude erhalten. Die alten Gräben sind noch schwach zu erkennen. Wo die Hauptburg gestanden hat, erfreuen heute schöne Anlagen das Auge, aber der kundige Führer läßt Bilder der Vergangenheit vor unseren Augen erstehen. — Nach den Mühen der Besichtigungen kam die Erquickung an der Kaffeetafel in der Hesendorfer Walkmühle. Und noch einmal ging's hinaus in den Wald, wo uralte Wallanlagen noch der Entschleierung harren und mittelalterlicher Verkehr einen

jener eigenartigen Hohlwege entstehen ließ, an dem der Unkundige vorübergeht, ohne ihn zu beachten.

Mit der sinkenden Sonne kehrten wir heim, wieder berührt von der Erinnerung an altdeutsche Kaisermacht, an die Wirren des 30jährigen Krieges und die darauffolgende Schwedenzeit, aber auch an die Großtat der Moorbeseidelung mit all ihren Schwierigkeiten, Aufgaben und Erfolgen, erfüllt von der Schönheit unseres Elb-Weser-Winkels, beglückt durch die Blütenpracht des Maientages.

Dr. B.

Die Not drängte dazu

Eine Bittschrift der Einwohner Bederkesas an den Bremer Rat um 1664

Durch Vermittlung von Herrn Dr. Curt Allmers, Bremen, ist das Fleckensarchiv in den Besitz einer Fotokopie eines für die Ortsgeschichte aufschlußreichen Briefes gekommen. Es handelt sich um eine Bittschrift der Bederkesaer Einwohner an den Rat der Stadt Bremen aus dem Jahre 1664, die im Bremer Staatsarchiv aufbewahrt wird.

In dieser Bittschrift wird eindringlich vor Augen geführt, in welche große Notlage die Fleckensbewohner durch den verheerenden Brand im Jahre 1654 geraten waren. Durch die Beschießung der Burg war nicht nur die Burg arg zerstört, sondern durch einen Fehlschuß der Königsmarckschen Kanonen gingen zahlreiche Gebäude im Flecken in Flammen auf. In der Bittschrift vom 21. Juli 1664 heißt es: „Der Erbärmliche Zustand, worinnen bey Belagerung des Hauses Bederkes, das Flecken und Einwohner durch den betrüblichen Brandt — so nicht allein in die Achtzig Klein und Große Gebäuw in den Grund verhäret, sondern auch den Hintergiebell am Kirchengebäu ruinieret, den Thurm aber nebenst dreyen Glocken, Schläge Uhr und das Schulgebäu auf den Grundt abgebrandt — gerathen sey, ist leyder mehr als bekannt.“

Die Bittsteller betonen, daß die Fleckensbewohner in den letzten zehn Jahren „solchen Schaden zu verbessern, Glocken, Thurm und Schläge Uhr wieder zum Stande zu bringen von Jahren zu Jahren gehoffet“, daß „solches jedoch wegen der Kirchen — so jährlich über 600 Rth. Capital Schulden verzinsen muß — und der Eingesessenen wahren Armuth und der täglich anfallenden Kriegspresuren unmöglich hat geschehen können.“ Wie drückend die Lasten der Amtseingesessenen waren, schildert Adolf Krönke in seinem Bericht „Das Amt Bederkesa von 1654—1713“ (Jahrb. der M. v. M. Jahrgang XXIV). Danach betrugen die Kontributionen für das gesamte Amt Bederkesa 1655 2260,16 Rthl., 1656 3085,43 Rthl., 1657 1350,29 Rthl. und 1658 1920,48 Rthl.

Mit der Abtretung des Amtes Bederkesa an die Schweden waren die Notzeiten für die Amtseingewohner keineswegs vorbei; denn durch den nordischen Erbfolgekrieg wurde auch das Amt Bederkesa erneut in den Kriegsstrudel gerissen. Dänische Truppen besetzten Burg und Flecken und hausten übel im Ort; „Hausrat wurde zerstört, Kleidung und Lebensmittel geraubt, Bier und Brantwein verschüttet und ausgetrunken.“ Nicht nur die Schweden verlangten nach wie vor Kontributionen, sondern jetzt versuchten auch die Dänen aus den völlig verarmten Einwohnern herauszuholen, was herauszuholen war.

In ihrer Not wandten sich die Bürger an die schwedische Regierung in Stade; diese erließ für einige Monate die Kontributionszahlung und gestattete über dies hinaus, „eine Collecte, wie es bey dergleichen Elenden Zufällen wohl zu geschehen pfelegt, bey gutthätigen Christenherzen anzustellen.“ Es war vorauszu sehen, daß eine solche Kollekte im Amt selbst keinen großen Erfolg haben kann. Deshalb wandten sich die Bederkesaer Eingesessenen an den Rat der Stadt Bremen mit der Bitte, eine Kollekte auch in Stadt Bremen durchzuführen.

So wurden denn „Zween Unserer Mitbürger an die Hoch und Weitberühmte Kayserliche Freye Reichs- und Hansenstadt Bremen abgefertiget, Mit Unterthäniger demütiger Bitte Ew. Wolltedl. Unser Hoch und Wohlweis Großachtb. Hoch und Wohlgeb. gunst geruhen Hoch und Grohsgonstig zu erlauben, daß diese unsere Abgefertigte durch dero Stadt Bremen eine Christliche Beysteue von Guthertzigen Mithleidenden Bürgern und Einwohnern suchen mögen.“

Gewiß drängte die Not zu diesem Bittgang nach Bremen; die Bittschrift beweist aber, wie groß das Vertrauen zum Rat der Stadt Bremen bei den ehemaligen Untertanen ist. Dieses Vertrauen wird in der Bittschrift auch ausgesprochen, ja mehr noch, sie bedauern, keine Bremer Untertanen mehr zu sein. „Ob woll leyder! dero Jurisdiction dem Leibe nach entzogen, gleichwoll mit Herz und Sinn gantz ergebene Getreue Unterthanen.“ Man ist geneigt, zwischen den Zeilen den Wunsch und die Hoffnung auf Rückkehr unter den Schutz und die Verwaltung der Hansestadt zu lesen. Unterzeichnet ist die Bittschrift „Unterthänige Gehorsame Sämtliche Eingesessene des Fleckens Bederkes“.

Werner Schieder, Bederkesa

Der niederdeutsche Autor Franz Fromme wurde 80 Jahre alt

Er führte die flämische Literatur in Deutschland ein

Am 26. April 1960 hat der niederdeutsche Autor und Übersetzer flämischer Werke ins Deutsche, Franz Fromme, seinen 80. Geburtstag in seiner Geburtsstadt Bremen-Lesum gefeiert. Am Vorabend haben zahlreiche plattdeutsche kulturelle und literarische Vereinigungen in Bremen eine Feier veranstaltet, an der auch literarische Kreise aus Flandern und Schweden sich beteiligt hatten, da Franz Fromme sich besonders verdient gemacht hat durch die mit viel Talent und dichterischer Begabung vorgenommene Übersetzung von Werken flämischer und schwedischer Autoren. So wurde ihm unter anderem eine Urkunde im Namen der „Ostflämischen Schriftstellervereinigung“ aus Gent ausgehändigt, worin Franz Fromme die Ehrenmitgliedschaft dieser Vereinigung verliehen wird, da er sich in den letzten Jahren vor allem der Übersetzung von Arbeiten ostflämischer Schriftsteller und ihrer Einführung in Deutschland gewidmet hat.

Franz Frommes Lebenslauf ist eine lange Geschichte einer Freundschaft für und mit Flandern. Er gehörte zu der Gruppe niederdeutscher Autoren und Künstler, die von jeher kulturelle Beziehungen zu Flandern unterhielten. Geboren am 26. 4. 1880 und in Bremen-Lesum, Käthe-Kollwitz-Str. 3, wohnhaft, ist er bis zum heutigen Tage aktiv tätig geblieben, die literarischen Wechselbeziehungen zwischen seinem Land und Flandern zu fördern.

Treuer Flamenfreund

Franz Fromme studierte moderne Sprachen, Naturwissenschaft und Geschichte in Heidelberg, Kiel, Freiburg und Berlin. In seinen Jugendjahren und in seiner Studentenzeit gehörte er zu den „bohémien“, die davon träumten, ganz Europa zu durchschweifen, um Eindrücke für ihre künstlerischen Schwärmereien zu sammeln. Er begann zu schreiben, zu malen und zu zeichnen, schweifte bald von einem europäischen Land in das andere. Der Einfluß des Südens war ursprünglich groß. Entscheidend für seinen weiteren Lebensweg und seine Liebe zu Flandern wurde seine Begegnung mit Prof. Mac Leod in Island im Jahre 1911. Nach einem Besuch in Schweden kam er 1913 zum ersten Male nach Flandern. „Von den Preußen mochte ich als Plattdeutscher damals schon nicht viel wissen“, so erzählte er uns voriges Jahr noch, „aber desto stärker fühlte ich mich zu dem stammverwandten Flandern hingezogen!“

Später lernte er Dr. Oscar de Gruyter, der damals Hebbel übersetzte, kennen und wurde ein Bewunderer des flämischen Volkstheaters. Auch René De Clercq hat Fromme gut gekannt. „In Berlin war René De Clercq ein phantastischer Biertrinker“, sagte er.

So wuchs sein Verlangen, die flämische Kunst und Literatur besser kennenzulernen und, was ihn darin persönlich ansprach, ins Deutsche zu übersetzen. In der „Deutschen Rundschau“ begann er bald zahlreiche Artikel über die Verbundenheit der flämischen und der plattdeutschen Literatur

zu veröffentlichen. Und das war auch der Ausgangspunkt seiner verdienstvollen Übersetzungsarbeit.

Zahlreiche Übersetzungen

Seine ersten Übersetzungen aus dem Flämischen erschienen um das Jahr 1930. Es waren kurze Novellen von Jozef Simons (dessen „Flandern stirbt nicht“ er später ebenfalls übersetzen sollte) und kurze Prosastücke von Gustaaf Vermeersch. Dann folgten Werke von Wies Moens, „Die Männer („Kerels“) von Flandern“ von H. Conscience, und zum Schluß überarbeitete er Verschaeves eigene deutsche Erzählung von „Jesus“. Ferner übersetzte er auch Arbeiten von Juliane Gabriels, der unlängst verstorbenen bekannten Kunsthistorikerin, und von Fred Germonprez die Novelle „Die letzten Stunden von Jan Bart“. Seine Überarbeitung von Verschaeves „Jesus“ ist unlängst bei Herder, Freiburg, erschienen.

1954 kam er mit einer Gruppe niederdeutscher Künstler, Schriftsteller und Historiker, alle Mitglieder der „Niederdeutschen Historischen Gesellschaft“, nach Gent, wo er Bekanntschaft mit der dort kurz zuvor gegründeten Vereinigung „Ostflämischer Schriftsteller“ machte. Dies hatte neues Interesse für neue Werke und neue Autoren zur Folge. Die schönste Frucht, die er von dieser literarischen flämisch-niederdeutschen Begegnung mitbrachte, war seine Übersetzung von Filip de Pilecijs Meisterwerk „Menschen hinter dem Deich“ („Mensen achter de Dijk“), das 1958 in dem „Verlag der Nation“ in Berlin herauskam. Auch übersetzte er unlängst noch „Dorf der Mirakelen“ von Gaston Martens. Inzwischen sind von der Hand von Fromme mehr denn 100 Veröffentlichungen und Beiträge über Flandern, die flämische Kultur und Literatur in deutschen Zeitungen und Zeitschriften erschienen, so daß die „Vereinigung der

Ostflämischen Schriftsteller“ ihn mit vollem Recht für seine Arbeit für das flämische Buch in Deutschland mit der Zuerkennung der Ehrenmitgliedschaft ehren wird.

Unverdrossene literarische Arbeit

Darüber hinaus hat Fromme wiederholt an flämischen literarischen Zeitschriften, wie „Dietsche Warande en Belfort“ und „Westvlaanderen“, mitgearbeitet und darin über die niederdeutsche Literatur geschrieben. Nächste Flandern lagen ihm vor allem Schweden, Irland und Island am Herzen. Als talentierter Sprachkennner hat er auch aus diesen Sprachen verschiedene Werke ins Plattdeutsche wie ins Hochdeutsche übersetzt, u. a. die schwedischen Schriftsteller Frederik Böök, Valentin Sjöberg und Henrik Wraner. Selbst schrieb er einige Dramen, „Begegnungen mit Vlamen“, „Irlands Kampf um Freiheit“, und eine Reihe von Hörspielen für den Nordwestdeutschen Rundfunk. Er war Mitbegründer der „Plattdeutschen Volksgilde“ in Lübeck und Mitarbeiter von „Stockholms Tidningen“ und „Irish Press“ (Dublin). Auch besorgte er Beiträge für die Ausgabe „Deutsch-Niederländische Symphonie“ (Scharbeutz).

Die letzten Jahre hat er sich eifrig um das Zustandekommen eines flämisch-deutschen Theateraustausches bemüht, worin u. a. das „Nationaal Toneel“ (Nationaltheater) aus Antwerpen einbezogen werden sollte. Voriges Jahr noch führte er den flämischen Kafka- und Rilkespezialisten, Prof. Dr. Herman Uyttersprot aus Gent bei einer Lesung an der Volkshochschule in Bremen ein.

Franz Fromme, der perfekt Niederländisch spricht, verdiente dann auch am Vorabend seines 80. Geburtstages einen Ehrensalm aus Flandern für alles, was er zu Nutz und Frommen der flämischen Kultur und Literatur in seinem Land „gepredigt“ hat. Noch viele Jahre, Franz! H. T.

Seine erste Reise führte nach Antwerpen

Klaus Groth und Flandern — Ein Menschenalter niederdeutsch-flämischer Freundschaften

Als Klaus Groth 1852, vor mehr als hundert Jahren, seinen „Quickborn“ veröffentlicht hatte, überraschte ihn ein Widerhall von so vielen Seiten, wie er in seinen kühnsten Hoffnungen nicht erwartet hatte. Nicht nur seine engeren Landsleute, die Schleswig-Holsteiner, begannen sich nach dem traurigen Ausgang ihrer Erhebung an seinen Liedern wieder aufzurichten, auch im übrigen Deutschland, über die Grenzen der plattdeutschen Mundarten hinaus, wurden Stimmen ungewöhnlichen Beifalls laut, und was Klaus Groth am meisten verwunderte, war ein Brief aus Brüssel, in dem auf flämisch zu lesen stand, daß Flamen die Sprache des Dichters ihrer „dierbaar Moedertaal“ gleichsetzten.

Das war die erste Anknüpfung von Fäden, die den Bekenner des Plattdeutschen — nicht Klaus

Groth allein, doch ihn vor den andern — mit Männern und Frauen des flämischen Schrifttums verbinden sollten.

Wer Klaus Groth persönlich gekannt hat oder ihn aus seinen veröffentlichten und unveröffentlichten Briefen kennt, der weiß, daß er alle Dinge schwernahm und sehr „eigen“ war. Sind Lyriker im allgemeinen schon mimosenhaft empfindlich, so war Klaus Groth der empfindlichsten einer, der insbesondere nach den Erfolgen des „Quickborn“ sich sorgfältig vor rauen Berührungen hütete. Dazu war seine Gesundheit nicht die stärkste, und er konnte oder wollte ihr jahrelang nur wenig zumuten.

So ist es wohl zu erklären, daß sich seine Beziehungen zu Flandern nur langsam anbahnten.

Jahr für Jahr luden ihn die Vlamen zu ihren Kongressen für die „Nederlandsche Taal- en Letterkunde“ ein, und es dauerte beinahe ein Jahrzehnt, bis er 1861 endlich den wiederholten Aufforderungen seiner „niederdeutschen Stammesbrüder“ folgen konnte. Außer seiner Kränklichkeit und seinen inneren Hemmungen war es auch die Sorge um die engere Familie, die seinen Entschluß so lange verzögerte.

Die Stadt Antwerpen, der seine erste Reise galt, hatte ein festliches Gewand angelegt, und die Feste, auf die sich die Sinjoren von altersher so bezaubernd verstehen, erfüllten ihn mit hoher Freude. War es seiner Natur auch versagt, aus dem Vollen zu genießen, so tat ihm doch nach so mancher Demütigung, die er daheim erfahren, die ehrerbietige Freundschaft von Herzen wohl, die man ihm hier überall entgegenbrachte.

Schon vorher hatte er Briefe mit Jacob Constant Hansen gewechselt, dem Antwerpener Stadtbibliothekar, der in schwärmerischer Begeisterung eine gemeinsame niederdeutsche Schriftsprache zwischen Dünkirchen und Königsberg schaffen wollte, ein Traum, der an der harten Wirklichkeit scheitern mußte — es war zweihundert, dreihundert Jahre zu spät! Durch ihn kam Klaus Groth in Fühlung mit den führenden Dichtern, Volksmännern und Kämpfern der flämischen Bewegung, mit Hendrik Conscience, dem allbeliebten Erzähler, der „sein Volk lesen lehrte“, mit den Dichtern Frans de Cort und Verhulst dem Älteren (dem Vater von Raf Verhulst) und den schriftstellernden Geschwistern Loveling, Rosalie und Virginie. An die Antwerpener Festtage schloß sich ein Besuch anderer flämischer Städte.

Bei Hansen, mit dem er nach seiner Heimkehr weiter korrespondierte, glaubt man eine leichte Abkühlung der Freundschaft festzustellen, wenn man den Briefwechsel weiter verfolgt. Hatte er sich den Dichter anders vorgestellt, warmerziger,

Freund der Niederdeutschen und Flamen

Der in Bremen-Lesum wohnende niederdeutsche Schriftsteller Franz Fromme hat am 26. April 1960 seinen 80. Geburtstag begehen können. Jedem, der die niederdeutschen Sendungen des Bremer und des Nordwestdeutschen Rundfunks verfolgt, wird Franz Fromme kein Unbekannter sein. Nicht mit zahlreichen großen Arbeiten ist Franz Fromme hervorgetreten, seine Stärke sind Erzählungen und Gedichte; vor allem aber hat er Werke von Schriftstellern der uns benachbarten stammverwandten Völker ins Hochdeutsche und Plattdeutsche übertragen. Er kannte aber die Schriftsteller nicht allein vom Schreibtisch her, sondern hat sich die Kenntnis von Land und Leuten im rechten Sinne des Wortes erwandert und sprach ihre Sprachen wie seine Muttersprache; in Flandern wie in Schweden, in Irland wie in Island war Franz Fromme zu Hause. In seinen Übersetzungen spürt man seine niederdeutsche Wesensart, zugleich aber atmen sie den Geist ihres Heimatlandes.

Franz Fromme ist sein ganzes Leben ein Suchender und Ringender gewesen. Er hat sich unablässig bemüht, das Gemeinsame auch über Grenzen hinweg zu betonen und Verständnis füreinander zu wecken. Bescheiden und zurückhaltend, drängte er sich nie vor, ja wirkte vielfach unscheinbar. Aber wie fein und pointiert wußte er zu erzählen und vorzutragen — stets hatte er das Ohr seiner Hörer.

Ich lernte Franz Fromme im letzten Weltkrieg in Flandern kennen, wo er überall da war, wo es galt, Härten zu mildern oder auszubügeln, die von

einseitigen Parteifunktionären ausgingen; unendlichen Segen hat er dort gestiftet. Es war kein Wunder, daß ihm der Weg nach Flandern offen stand, als sich die Kriegsspychse wieder legte. Franz Fromme hatte in allen Ländern unter den Menschen guten Willens nur Freunde. Und doch hat er auch viel Enttäuschung erlebt bei einseitigen, uneinsichtigen Vertretern des Menschengeschlechtes, die in gelegentlichen bitteren Bemerkungen Ausdruck fand — so in seiner Antwort auf meine Frage, warum er keine Brille seiner schlechten Augen wegen trage: „Die Welt ist ja so schlecht. Warum soll ich sie mir noch näher angucken!“ (oder in Plattdeutsch: „De Welt is jo so slecht. Worüm schall ick se mi noch nöger ankieken!“).

Auf einer kleinen Geburtstagsfeier, zu der einige Freunde von Franz Fromme eingeladen hatten, kam ebenso wie in den Wünschen zum Geburtstag selbst aus aller Herren Ländern — darunter von amtierenden Ministern und Botschaftern — zum Ausdruck, daß sein Wirken in diesen Ländern nicht vergessen ist und in welchem Maße ihm überall Liebe und Verehrung entgegengebracht werden. Für alle mag der nachfolgende Artikel aus der bedeutenden flämischen Zeitung „De Standard“ gelten.

Wir aber können stolz und glücklich sein, daß Franz Fromme aus niederdeutschem Stamm hervorgegangen und bis heute einer der Unsrigen in seinem Denken, Fühlen und Wesen geblieben ist. Auch an dieser Stelle wünschen wir ihm noch viele Jahre erfolgreichen Schaffens — er hat uns allen noch viel zu sagen. Klemeyer



Das „Gesicht“ eines alten Kehdinger Bauernhofes

beweglicher, oder ihm übelgenommen, daß er auf seine, Hansens, phantastischen Sprachenpläne nicht genug einging? Mag auch eine Enttäuschung eingetreten sein, so hörte Hansen doch nicht auf, sich für ihn zu rühren. Unter anderem übersetzte er Groths „Roodgeter Meister Lamp“ ins Flämische, jenes niederdeutsche Idyll, das in unserer schnelllebenden Zeit nur noch wenig, gelesen wird. Damals war es sehr beliebt, und Raf Verhulst meinte sich zu erinnern, daß auch sein Vater den „Roodgeter“ übersetzt habe. Diese Arbeit ist verschollen. Aber im Klaus-Groth-Haus zu Heide steht in der Bibliothek noch ein Exemplar der „Mymeringe“ von Vater Verhulst, mit einem Zueignungsgedicht voll herzlicher Freundschaft.

Vater Verhulst ist allzufrüh gestorben — nur wenig über dreißig Jahre alt —, und dasselbe Los hat Rosalie Loveling getroffen, mit der Klaus Groth ebenfalls die eine oder andere Zeile gewechselt hatte.

In den siebziger Jahren hat der Dichter eine zweite Reise nach Flandern unternommen; sie hat aber nicht die gleiche seelische Bereicherung gebracht wie die erste.

Mit Guido Gezelle ist er nur flüchtig und äußerlich zusammengekommen, obwohl beide Dichter manchen Wesenszug gemeinsam hatten: das tiefe Naturgefühl und die Liebe zu Blumen und Tieren, den Hang zur Einsamkeit und zum Nordisch-Germanischen, die Bodenständigkeit in der Nähe der See und die sprachschöpferische Fähigkeit in der Mundart. Vielleicht bildete die Verschiedenheit der Weltanschauung ein gar zu großes Hindernis für die Annäherung: Guido Gezelle war und blieb, obgleich seine Bischöfe ihn unwürdig behandelten, ein treuer Sohn der katholischen Kirche: Klaus Groth hingegen war ausgesprochen unkirchlich, und seine Religiosität bekundete und erbaute sich an der Herrlichkeit von Gottes Schöpfung, ohne einer Kultform und eines Priesters zu bedürfen. Beide waren sie außerdem zurückhaltend und äußerst schamhaft von Natur, durch und durch Lyriker. Klaus Groths Aufenthalt in Bonn, im fröhlich aufgeschlossenen Kreise rheinischer Geselligkeit, hatte seine nordische Zurückhaltung nur vorübergehend gelockert.

Der Dithmarscher Dichter erschloß sich leichter, wenn er es mit Liberalen zu tun hatte. Aus diesem Lager kam Hansen, und von daher kam auch derjenige vlämische Dichter, der ihn am stärksten und am längsten gefesselt hat: Pol de Mont. In diesem Fall gesellte sich zu einem packenden Temperament noch die bedeutende künstlerische Persönlichkeit.

Pol de Mont dichtete ihn — es muß um 1880

gewesen sein — im Versmaße von „Mien Moderspraak“ an und nannte sich „Kind van't selve Blood“, in einem Plattdeutsch, das Klaus Groth für wert hielt, in den „Quickborn“ aufgenommen zu werden. Pol de Mont war damals 24, Klaus Groth 62 Jahre alt, als sie nach dieser Einleitung zueinanderfanden, und alsbald trat der Jüngere an den Älteren mit der Bitte heran, bei seiner bevorstehenden Trauung als Trauzeuge zu fungieren, und schämte sich doch beinahe im selben Atemzuge, ihm so aufdringlich einen Dienst zugemutet zu haben, den man im allgemeinen erst nach längerer Bindung von einem Mitmenschen erwartet. Klaus Groth nahm es aber keineswegs übel, und in den folgenden Briefen hebt sich sein Ton auf die Höhe einer verständnisvollen, dichterisch beschwingten Freundschaft. Manche schöne Stelle ist darin enthalten über die Verwandtschaft zwischen dem Plattdeutschen und dem Flämischen; die schönste bringt leider der Poet selbst um ihre Wirkung durch das unmittelbar darauf schulmeisterliche Postscriptum: „Frankieren sie künftig ihre Briefe ordnungsgemäß, damit ich kein Strafporto zu bezahlen habe!“

Mit der Zeit ist der Briefwechsel einsilbriger geworden. Aber feuriger Betätigungsdrang führte ihn in der Folge aus dem engeren Feld des Niederdeutschen in das weitere des Alldeutschen. Ein zweiter Marnix von St. Aldegonde rief er in Berlin sein vernehmliches: „Germania, Tua res

agitur!“ — und wurde ebensowenig von den Deutschen erhört wie Marnix in Worms.

Aber bei der Antwerpener Nachfeier zu Klaus Groths achtzigstem Geburtstag im Mai 1899, kurz vor dessen Tode, hielt Pol de Mont die Festrede.

Durch seine und Hansens Hinweise und durch die Komposition der „Moderspraak“ von Benoit war der Name des plattdeutschen Dichters in Flandern so berühmt geworden, daß er eines Tages in seiner Wohnung am Schwanenwege in Kiel von zwei Gästen überrascht wurde, die man ihrer späteren Einstellung nach, 1914, unter seinen Verehrern nicht vermutet hätte, von den Professoren Paul Frédéricq und Henri Pirenne. Er hat sie offenbar zusammen empfangen; das geht aus

Hymne der Heimat

Ich will dich lieben, teure Erde!
Ich will dich loben, solange ich bin!
Du gabst mir Odem, Seele und Leben!
Du schenkst mir Frieden und ewige Ruh!

Hier bin ich froh! Wo wehen so frisch
Vom Meere der Freiheit Lüfte mir zu!
Wo schaut mich die Blume freundlicher an,
Wo singt mir die Lerche heller ihr Lied!

Hier will ich sein! Ein moosgrünes Dach
Unter rauschenden Wipfeln am Abend.
Es segelt die Wolke ins Weite hinaus,
Auch sie liebt den Wind und das Meer.

Kein Land ist so schön, kein Himmel so hoch,
Und mütterlich sprichst du zu mir!
Du stillst die Sehnsucht, linderst den Schmerz,
Ich fühl es, hier bin ich zu Haus!

Werner Schriefer

einer Postkarte hervor, die sie ihm noch im selben Jahr (1896?) gemeinsam zusandten und die sich im literarischen Nachlaß befindet.

Die vlämische Frage hat Klaus Groth lange beschäftigt. Er hat sogar einen Aufsatz darüber verfaßt. Ich weiß nicht, ob er je veröffentlicht wurde; ich entdeckte das Manuskript in einem seiner vlämischen Bücher im Heider Klaus-Groth-Hause.

Der Aufsatz von Klaus Groth kann als überholt gelten — seine Abfassung muß etwa siebzig, wenn nicht gar achtzig Jahre zurückliegen. Aber es bleibt ein Beweis dafür, wie sehr dem echten Niederdeutschen, der seine Muttersprache nicht als „Keuken en ploegtaal“, sondern als die Sprache des Herzens schätzt, daran gelegen ist, daß auch das vlämische Brudervolk seiner germanischen Sprache und Eigenart die Treue bewahrt.

Franz Fromme, Bremen

Fahrten und Veranstaltungen im Sommer 1960

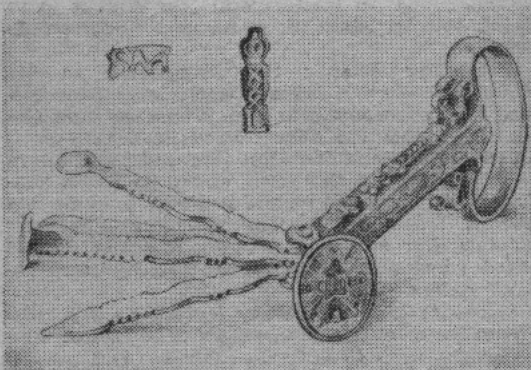
Sonntag, 19. 6.: Sonntags-Kaffeeahrt ins Land Wursten nach Wremen (erneuerte Kirche), Engbüttel (erneuerter Speicher), Dorumer Strich (Häubarg), Riehls Garten (Kaffeetrinken), Spieka-Neufeld (Domäne).

Sonntag, 21. 8.: Tagesfahrt zum Düngel (Hünengräber), nach Wersabe, Schwanewede (Hügelgräberheide), Osterholz.

★

Bücherei und Archiv der „Männer vom Morgenstern“ sind durch wertvolle Stiftungen bereichert worden. Unser Mitglied Dr. Dieterichs schickte aus dem Nachlaß seines Vaters eine viele Jahre umfassende Reihe unseres Jahrbuches, ein dickes Paket unseres Heimatblattes, viele Schriften unseres Gründers Allmers und Schriften über ihn. Aus der Bücherei unseres verstorbenen Mitgliedes Professor Dannmeyer, Hamburg, gingen uns die den Heimatbund und seine Arbeit betreffenden Werke zu. Wir sind dafür dankbar. Zur Nachahmung empfohlen!

Schätze des Morgensternmuseums



Pfeifenstopfer und Nagelreiniger. Die Neuerwerbung ist eine große Kostbarkeit, denn selbst in den Silbersammlungen des bekannten Leuwardener Museums konnte man ein derartiges Stück nicht entdecken. Es handelt sich hier um eine Amsterdamer Schmiedearbeit, die vermutlich im Laufe des 17. Jahrhunderts in Ostfriesland zum Kauf angeboten wurde. Das sm in der linken oberen Hälfte des Bildes ist das Zeichen des Meisters, der dieses kleine Kunstwerk anfertigte, rechts daneben das Amsterdamer Beschauzeichen. Auf dem Petschaft die Mühle und die Anfangsbuchstaben vom Namen des Müllers, dem dieses Stück einst gehörte.

(Zeichnung: Morgensternmuseum)

Durch Zufall konnte Museumsleiter Schlechtriem diesen silbernen Schatz aus Ostfriesland erwerben. An dem Gerät befinden sich Ohrlöffel,

Das „Niederdeutsche Heimatblatt“ erscheint monatlich als Beilage der Nordsee-Zeitung/Nordwestdeutschen Zeitung. Es kann gesondert bezogen werden zum Preis von vierteljährlich 0,60 DM einschließlich Postkosten. Druck und Verlag Nordwestdeutscher Verlag Ditzten & Co. Bremerhaven, Hafenstraße 140. Postcheckkonto Hamburg 136 96. Für den Inhalt verantwortlich: Dr. Dr. Panzer, Bremerhaven-Lehe, Lange Straße 7.